

Phrasen

Autor(en): **Schmid, F.O.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **3 (1908-1909)**

Heft 15

PDF erstellt am: **01.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748011>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Phrasen.

Von F. D. Schmid.

Wenn mir im kommenden Sommer vor etwas bange ist, so sind es nicht die drohenden Wolken, die zuckenden Blitze und Vernichtung schreiende Stürme, die in wilden Gewittern über die Erde dahinbrausen, nicht die unberechenbaren Naturgewalten, die in einem Augenblick Tausende von Menschenleben gleichgültig dahinraffen, als hätte nie in einem Gehirn ein Ewigkeitsgedanke gelebt, als wäre nie ein Menschengeist die Stufen emporgestiegen, die von der Erde zum Himmel führen, um dort oben siegreich lächelnd zu wähen, es gebe auf der Welt nichts, was dieses Wunder von Schöpfung zu Fall bringen könne. Auch nicht vor der alljährlich stattfindenden Überschwemmung unseres schönen Landes mit Sommerfrischlern und ihrer Lodenhosenästhetik und faden Interjektionsbewunderung ist mir bange. O nein! Vor etwas viel Schlimmerem! Vor einer Krankheit, die schon seit vielen Jahren epidemisch um sich gegriffen, und gegen deren Bazillus leider noch kein weiser Mann und kein Professor ein Serum erfunden hat. Ich meine die Pestepidemie, die — frei nach Schiller — festverseuchte, die schreckliche Zeit mit ihrer hieseligen Verbrüderungsgemütlichkeit und der sich im Alkoholdunst ihrer höheren Bestimmung bewußt werdenden Vereinsmeierei; vor allem die Zeit der großen Worte und schallenden Phrasen, die nichts sind als tönendes Erz und klingende Schelle, weil ihnen neben der Liebe des großen Apostels auch noch der Ernst und der Inhalt fehlt. In den Festreden hauptsächlich findet sie ihren Tummelplatz, die Phrase, dieses in leichter Ehe gezeugte Kind einer beweglichen Zunge und eines nach Popularität blinzelnden Kopfes, hier wird ihrem abgenutzten Talmiglanz neue Glorie verliehen, auf Stunden zwar nur, aber was tut's! Hat man's nicht wieder duzendfach erfahren, wie da die keineswegs immer gelassen ausgesprochenen großen Worte und die Gemeinplätze herumfliegen, wenn die Fragen, die „heute unser geheiligtes Vaterland bewegen“, zum soundsovielten Male erörtert werden und in Zungen geredet wird, mehr als die Jünger des Herrn am Tage der Pfingsten, daß sich alle entsetzten und irre wurden, die Parther und Meder und Elamiter und die da wohnten in Mesopotamien und in Judäa und Kappadozien, Pontus und Asien, Juden und Judengenossen, Kreter und Araber? Cicero konnte nicht beredter sein, und als Mark Anton an der Leiche des großen Juliers auf dem Forum stand, um mit allen Künsten der Rhetorik und Sophistik die Bürger und die Steine Roms zum Aufstand zu empören, war er der reinste Waisenknaabe dagegen . . .

Wenn ich in meiner Erinnerung nachforsche, so steigt das Bild eines heißen Sommernachmittages vor mir auf, den ich, mehr der Not gehorchend als dem eignen Triebe, in einer unserer großen Festhütten zubrachte. Eben hatte die das Fest verschönernde Blechmusik eine ihrer zarten Weisen verklingen lassen. Da kletterte ganz in meiner Nähe ein wohlbeleibter Herr auf die Rednerbühne, stemmte die linke Hand in die Seite, rückte mit der andern das Wasserglas zurecht, hüstelte ein wenig und fing dann an zu reden. Er redete viel und dauerhaft, über eine Stunde wohl, redete von — ja, von was sprach er denn nur? Bei meiner armen Seele, die dereinst den Herrn vom graden und vom krummen Horne ausgeliefert sein wird, ich weiß es nicht, wiewohl ich mit gespanntester Aufmerksamkeit zuhörte und fast jedes einzelne Wort verstand. Hin und wieder wehte es mich wie Klarheit an, glaubte ich den Faden gefunden zu haben, dann aber versank alles wieder rettungslos in einem Schwall von Worten und Phrasen. Nur die Ausdrücke „Freiheit“ und „Demokratie“ prägten sich mir tiefer ein, weil sie fast in jedem Satz vorkamen und dann jedesmal wie ein Echo ein brausendes Hurra aus der Festhütte zurückhallte, hauptsächlich aus deren hinteren Teil, wo man überhaupt nichts mehr verstand. Da ich seinerzeit des Aristoteles Logica und Kants Kritik der reinen Vernunft durchaus mit heißem Bemühen studiert hatte, hätte ich den zungenfertigen Herrn gern nach der langen Rede kurzem Sinn gefragt und ihn daran erinnert, daß Kürze des Witzes Seele, Weitschweifigkeit nur der Leib und äußere Zierat ist. Aber er stand so stolz und erhaben auf seiner Empore, daß meine Worte doch nichts genützt hätten. Es blieb mir daher nichts anderes übrig, als tiefsinnige Betrachtungen über die Frage anzustellen, woher es komme, daß die Phrase in unserem schönen Lande so überhand nehme. Lobhymnen auf die Freiheit, Gleichheit und Schützenfestbrüderlichkeit zu singen, war ja von jeher des Festredners edelster Beruf, wobei es dann bis zu des überschwänglichen Viktor Hugo überschwänglicher Phrase: „Montons dans le soleil et embrassons-nous y“ freilich nur mehr jener kurze Schritt ist, der das Erhabene vom Lächerlichen trennt. Wer aber in diesem Gewirr von tausend hohlen Worten und Gemeinplätzen nach dem tatsächlichen Untergrund der Dinge forscht, wer mit prüfendem Finger an das mit Patriotismus und Hurrarufen gefüllte, tönende und saufende Gefäß pocht, aus dem ein großer Teil der Festredner, je nach der Konjunktur, möglichst billig ihren Bedarf an gangbarer Ware zu decken pflegt, den faßt wohl auch der Menschheit ganzer Jammer an, wenn er sieht, wie wenig in Wirklichkeit hinter der lärmenden Beredsamkeit steckt.

Immerhin ist es, wenn auch nicht zu entschuldigen, so doch begreiflich, wenn die meisten Festredner bei großen öffentlichen Veranstal-

tungen, wo im Alkoholdunst und Stimmengewirr alles Feinere verloren geht, mit Histrionenkünsten nach äußerlichen Effekten haschen. Aber traurig finde ich es, daß infolge der Rückwirkung der offiziellen Zungengymnastik, auch immer mehr die intimen Familienfeste, wie Kindstauen, Hochzeiten usw., die ihrer Natur nach ganz dazu angetan wären, uns zu verinnerlichen, von dieser Verphrasung ergriffen werden. Wer heute auch da als Redner glänzen will, der gebe ja kein offenes, ehrliches Gefühl. Wenn dich vielleicht der Gedanke ergreift, daß zwei Menschen, die sich in inniger Liebe gefunden, nun ein ganzes langes Leben hindurch alle Not und Fährnis des Daseins zusammen tragen wollen, oder wenn du siehst, wie ein junges Wesen auf dunklem Strome unbekannten Schicksalen entgentreibt und du möchtest es, wenn auch im Wunsche nur, davor bewahren und die bösen Geister schon an seiner Wiege beschwören, so sage das nicht in schlichten, ehrlichen Worten, wie es dir ums Herz ist. Hüte dich davor, wie Cäsar vor des Märzen Iden! Denn jedenfalls wird man dich als einen sentimentalischen Narren auslachen, und das könnte dir in der von der Kultur belebten Welt Schaden wie dem Teufel der Pferdefuß. Setze dich lieber aufs hohe Roß der Phrase und bleibe auf der ebenen Heerstraße des Gemeinplatzes. Dann wirst du viele klatschende Hände in Bewegung setzen, und der Ruhm und die Bewunderung werden eimerweise auf dein Haupt herabträufeln.

Doch „hier fühl' ich, daß ich bitter werde“, und statt die Schlüsse aus den Prämissen zu ziehen, setze ich lieber eine Stelle aus meinem geliebten Demokritos her, die also lautet: „Viel und gut reden ist das Talent des geistreichen Weltmannes; wenig und gut der Charakter des Denkers, viel und schlecht die Wut des Wiclings, der Schwäger und Snaßschwestern und aller Alltagsköpfe.“

